

Jörg
Steiner
Auf dem
Berge Sinai
sitzt der
Schneider
Kikriki

Geschichten

suhrkamp taschenbuch 1572

14 Prosastücke – locker aneinandergereiht und jedes von sicherer Selbständigkeit. Doch diese Selbständigkeit schließt sich nicht ab, sondern fügt die Geschichten auf strenge und hintergründige Weise zu einer poetischen Welt zusammen, so erfüllt von Stoff, so präsent in ihren Gestalten, so einfallsreich in den mitgeteilten Lebensläufen, so unverstellt durch Sprache, daß die Form des Romans da kaum standhalten könnte und von Steiner mühelos unterlaufen wird. Er insistiert auf der Einfachheit seiner Geschichten, rechnet mit den Widerhaken in kunstlosen Sätzen, legt seinen Schauplatz – seine Heimatstadt Biel – auf solch eindringliche Weise fest, daß sich Raum für seine Geschichten dort findet, wo Biel mit Biel nicht mehr ganz übereinstimmt.

Jörg Steiner
Auf dem Berge Sinai
sitzt der Schneider
Kikrikri

Geschichten

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1988

suhrkamp taschenbuch 1572

© 1969 by Hermann Luchterhand Verlag GmbH, Neuwied und Berlin

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38072-7

Auf dem Berge Sinai
sitzt der Schneider Kikrikri

Eine Giraffe könnte es gewesen sein

Meine Mutter zum Beispiel hat ein Tagebuch geführt, das letzte im Jahre 1967. Sie benutzte mit Vorliebe die Wachstuchhefte der Firma Raeber, später die in Leder gebundenen Kalender des Hauses Jacob des Combes.

Ich lese ihre Tagebücher gern. Sie bewahrt sie in einer Hutschachtel im Spiegelschrank auf, es sind zwanzig Hefte. Ich lese, und kein Zweifel, das Datum stimmt, meine Mutter ist erst im April des Jahres 1915 – während der Grippezeit – in die Internatsschule des Klosters Menzingen eingetreten.

Alle Schwestern haben französische Namen, sagte ihr Bruder Fritz, der sie auf der Reise begleitet hatte; er sagte es meiner Mutter ins Ohr, achtundzwanzig Jahre später, an seinem Todestag.

Im Tagebuch heißt es: Fritz aß gerne hausgemachte Nudeln und geschälte Nußkerne.

Wenn ich es nicht schon wüßte, hier kann ich es nachlesen: Vater starb am 3. November 1965 um 16 Uhr 45, und noch in seinem Todesjahr stellte die Firma Jacob des Combes ihre Geschenksendung zu Weihnachten ein; von nun an benutzte meine Mutter linierte Schulhefte.

Die letzte Eintragung vom 10. Oktober 1967

lautet: Frau Röthlisberger ist am Nachmittag zur Klavierstunde gekommen; sie spielt jetzt Czerny.

Das ist gut leserlich geschrieben, in der Schrift der Klosterschülerinnen von 1915, in der Schrift, die meine Mutter länger als fünfzig Jahre geschrieben hat; wahrscheinlich hat sie einen Namen, vielleicht Hulliger oder Sütterlin.

Meine Mutter braucht keine Brille, meine Mutter schreibt Stenographie, meine Mutter war immer die Klassenerste, wenn ich meiner Mutter aus dem Ausland einen Brief schreibe, beanstandet sie regelmäßig meine Schrift.

Bei Herrn Sommer hast du besser geschrieben, sagt sie. Wie gestochen war die Schrift in deinen Aufsatzheften.

Wie sich die Kinder ändern! Warum ändert ihr euch? Du hast so hübsche Geschichten gemacht; und jetzt, die scheußlichen Sachen: das haben die Leute nicht gern, das verstehen sie nicht; was sie nicht gern haben, verstehen sie nicht. Wann machst du endlich wieder eine hübsche Geschichte?

Ich erzähle meiner Mutter oft von mir, Geschichten, oft Geschichten, die sie nicht gerne hört.

Sie weiß, daß ich, selten genug, ein Glas Wein trinke; das gefällt ihr nicht.

Hast du in San Francisco viel Wein getrunken? fragt sie mich.

Nein, sage ich dann, in San Francisco trinkt man Bier, Millers Bier, aus Büchsen. Weintrinker fallen in San Francisco auf.

Meine Mutter schüttelt den Kopf, und es ist wahr, meine Geschichten sind auch für meine Mutter keine Geschichten: meine Mutter liebt Schilderungen, sie hat Waggerl gelesen, und es gibt Wörter, die sie haßt. Das Wort Nutznießer haßt sie, weil sie sich von allem eine eigene Vorstellung macht. In ihren Vorstellungen gibt sie sich alle Schuld.

Paß auf, was du sagst, sagt sie. Man darf keinem Menschen trauen; in der Schweiz kann jeder sagen, was er will; aber er muß die wirtschaftlichen Folgen tragen können. Früher ja, da hast du schöne Geschichten gemacht; und jetzt hast du eine Familie. Die Kinder müssen darunter leiden, wenn du nicht vorsichtig bist.

Unser Lehrer hat einen Mund voll Gold wie die Sonne, wenn er lacht: das hast du in der vierten Klasse geschrieben.

Das stimmt; der Lehrer hieß Herr Sommer, das Schulhaus hieß Dufour-Schulhaus und der Ofen im Schulzimmer hieß Pyrovas; inzwischen bin ich selber ein Schullehrer geworden, in derselben Stadt.

Auch heute schreiben die Kinder noch schöne Aufsätze. Wenn drei Zentimeter Schnee fallen, schreiben sie: es ist viel Schnee gefallen.

Dornröschen ist eine alte Frau geworden, schreibt ein Mädchen; der Prinz ist ein alter Mann geworden. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie auch heute noch.

Mir gefallen die Märchen, sage ich zu meiner Mutter. Die Kinder haben den Schluß nicht gern, aber mir gefällt er.

Du bist ein Strolch, sagt meine Mutter. Du lachst mich aus. Was meinst du, wie gut ich dich kenne.

Wenn ich auf Reisen bin, schreibe ich meiner Mutter eine Karte.

Aus Amerika habe ich ihr zwei Karten geschrieben, eine Karte aus dem Zoologischen Garten von San Francisco und eine Karte mit farbigen Arbeitern beim Brückenbau.

Ich weiß schon, was meine Mutter sagt, wenn ich sie beim Nachhausekommen besuche.

Deine Schrift ist absolut unleserlich, wird sie sagen, auch das Datum fehlt wieder; und dann: immer schickst du mir Bilder von Raubtieren!

Nun, ich gebe zu, ich verwechsle die Daten. Mutter nimmt es mit den Daten besonders genau. Sie und mein Vater hatten noch während des Krieges eine Brieffreundschaft mit einer Ingenieursfamilie in Freiburg, Deutschland. Jeden Sonntag tauschten sie Kartengrüße aus, Panorama-Ansichten, Bilder von den Bergen. In Mutters Tagebuch steht nichts von ihren Freunden in

Freiburg. Dennoch weiß ich, daß sie zusammen München besucht haben, kurz vor dem Krieg. Sie brachten mir von dieser Reise ein Plüschtier mit; eine Giraffe könnte es gewesen sein. Kein Wort davon im Tagebuch, kein Wort, das sich mit meinen Erinnerungen deckt.

Als Leser der Tagebücher meiner Mutter erwarte ich Bestätigung.

Ich überlege, ich denke mir, ich schlage nach: wie war das, als der Gartenweg asphaltiert wurde, und Vater rief unter der Tür: Jetzt haben sie Freiburg bombardiert, und Mutter ließ mich endlich im Tulpenbeet eine aus dem Nest gefallene Amsel mit lebenden Regenwürmern füttern; was geschah dann mit der Amsel?

Statt dessen lese ich vom ersten Alarm in der Nacht, die Kinder wurden sofort geweckt und in den Keller gebracht, aber später ließ mans wieder bleiben. Man gewöhnt sich an alles, und der Keller war ja gar nicht als Luftschutzkeller gedacht; die Kinder schliefen auch ruhiger in ihren Betten.

Ich will es in den Tagebüchern bestätigt sehen, daß es nicht wahr ist, daß wir nicht gleichgültig gewesen sind; und doch erinnere ich mich, wie mein Vater auf dem Diwan einschlief, die Zeitung übers Gesicht gelegt, und wenn er aufstand, war ihm die rechte Hand eingeschlafen. Er streckte den Arm und versuchte, die Finger zu

bewegen; die Hand beunruhigte ihn. Später ließ er einmal beim Wassertrinken das Glas fallen.

Mutter schaute ihn an und sagte: Du solltest vielleicht doch Dr. Tanner um Rat fragen.

Das Tagebuch erwähnt die Krankheit erst, als mein Vater am Kopf operiert werden mußte, zu spät.

Nur das Unabänderliche wird im Tagebuch festgehalten; eine Geschichte erscheint, auch wenn sie ganz zufällig ist, immer als Fügung. Meine Mutter war tapfer; in ihrem Tagebuch schreibt sie kaum ein Wort von sich selbst.

Das ist zu bedenken, wenn ich ihr eine Ansichtskarte aus dem Ausland schicke. Die Schwierigkeit besteht darin, das richtige Bild zu finden.

Man kann sich fragen, ob Raubtiere aus San Francisco das Richtige sind. Vielleicht hätte ich ihr aus Denver schreiben sollen. Mutter hat mich vor den Ausländern gewarnt, besonders vor den Farbigen.

Franzosen, Italiener und Spanier sind Diebe, laß dein Geld auf keinen Fall im Hotelzimmer; in Afrika lauern gefährliche Krankheiten, Amerika ist zu weit weg; weshalb willst du ausgerechnet nach Amerika; wollen wir denn nicht wieder im Herbst nach Kandersteg?

Liebe Mutter, San Francisco hat einen schönen Namen. Alles ist teurer als bei uns; das Taxi vom Flughafen zum Hotel kostet acht Dollar. Wenn

der Reisende sich umsehen will, macht er eine Touristenrundfahrt: spanische Gründerkapelle, japanischer Teegarten, Pazifik. Der Chauffeur nennt einem Neuling gern die Häuserpreise; die teuersten Häuser werden oft fotografiert. Morgen fliege ich in die Schweiz zurück, und ich werde vielleicht zu Hause sein, noch bevor dich diese Karte erreicht hat.

Wie soll man soviel Text auf eine Postkarte bringen? Besser, ich schreibe: Viele Grüße aus dem schönen Kalifornien. Kein Datum, aber dann doch *Air-Mail*.

Ich habe mich für die Golden-Gate-Bridge entschieden; farbige Arbeiter streichen sie rot an. Mein Vater hätte gerne Brücken gebaut, er war beim Tiefbau beschäftigt; die Golden-Gate-Bridge wurde zur Hauptsache von einem Schweizer errichtet.

Die Karte, *Air-Mail*, ist schon da, wenn ich meine Mutter besuche.

Mach nicht diesen Bleiblick, sagt meine Mutter. Du bist und bleibst ein Strolch. Eine ganz und gar unleserliche Schrift; was würde Herr Sommer denken.

Ich kenne dich doch, und sie lacht auf den Stockzähnen.

Wer kennt dich besser als ich. Mir kannst du nichts vormachen.

Früher hast du schöne Gedichte geschrieben, das

sagt auch Frau Stöckli. Weißt du noch, das Gedicht vom Seiltänzer?

Wir haben uns immer gut verstanden, nicht wahr?

Ist es nicht so?

An etwas Schönes denken

Meine Frau hatte im Februar alles vorbereitet, die ganze Rede, zwölf Seiten, gut leserlich geschrieben. Sie saß am Tisch im Wohnzimmer und las mir die Sätze vor.

Mir fiel auf, wie grau sie in den letzten Jahren geworden war.

Wir müssen wirklich stärkeres Licht haben, hundert Watt, und dazu einen Schirm aus dünnerem Stoff, sagte ich.

Es war nach Mitternacht, sie schien nicht müde zu sein. Sie sprach leise, sie sprach vor sich hin.

– Ich sehe mich unter den herrschenden, außerordentlichen Umständen dazu gezwungen, den Bau des Pumpwerkes im Jahre 1963 zu erwähnen, der, zusammen mit dem neuen Schlachthaus – Ich sehe mich gezwungen, sagte ich, unter Umständen dazu gezwungen.

Wenn ich einen Text auswendig lernen soll, muß ich Bewegung haben. Ich ging im Zimmer auf und ab; meine Frau beugte sich über die Papiere.

Warum färbt sie sich ihr Haar nicht? Warum trägt sie es in einem Knoten wie vor zwanzig Jahren?

Wenn sie mich fragt, ob mir eine andere Frisur besser gefiele, würde ich nein sagen. Mir gefällt

du so, wie du bist, würde ich sagen. Natürlich gefällst du mir am besten. Ich würde die Wahrheit sagen, glaube ich.

Sie las vom Blatt: – Ich kann es keinesfalls zulassen, daß man mir einen jungen ETH-Ingenieur als Stadtbaumeister vorzieht. Ich verfüge über langjährige Praxis und kenne die hiesigen Verhältnisse. Wer die Bieler Verhältnisse nicht kennt, wird sich hier als Vorgesetzter nicht behaupten. –

Ich kann es keinesfalls zulassen; ich kann mich keinesfalls, ich

Sie sah auf.

Möchtest du ein Glas Wasser?

Ich habe mäßig gelebt und wenig getrunken, auch wenn immer ein paar Flaschen Wein im Keller lagen. Ich hätte gerne Reisen gemacht, nach Italien, zum Beispiel: aber da war die Krise, dann der Krieg. Kurz vor dem Krieg haben wir München besucht, die Münchner Weltausstellung, zusammen mit Freunden aus Freiburg. Das Weltall wurde auf einer Ausstellung gezeigt; ein technisches Wunderwerk, wie die Freunde sagten; die Sterne bewegten sich in ihren wirklichen Bahnen. Damals tranken wir ein Glas Weißwein zuviel; das kommt sonst nicht vor.

Während ich an München dachte und nachzusprechen versuchte, was meine Frau mir vorsprach, geschah es: das Glas entglitt meiner Hand,

die es doch festhielt, die es noch heute festzuhalten meint.

– Sehr geehrte Herren Gemeinderäte, sagte meine Frau mit ihrer leisen Stimme, ich will meine Gegner nicht schlechter machen: aber die Verantwortung –

Und nach einer Weile sagte sie: Du solltest vielleicht doch Dr. Tanner um Rat fragen.

Oder sagte sie etwas anderes, etwas Wichtiges, das ich nur vergessen habe?

Es ist jedenfalls, wie sie sagte, Dr. Tanner ist unser Hausarzt: er kennt mich durch und durch, auch privat. Wir spielen Belote im Restaurant Rüschi, am Dienstag nach Feierabend und oft als Partner gegen die Herren Wyss (den langen) und Jacob des Combes. Ich hoffe, nach meiner Entlassung, jedenfalls zu Weihnachten, meinen Platz am Jass-tisch wieder einzunehmen.

Dr. Tanner ist ein guter Chirurg, dazu Sanitäts-hauptmann in der Armee. Er hat eine sichere Hand; es wäre sinnlos, länger mit der Operation zu warten.

In vier Tagen, haben wir gesagt, um neun Uhr morgens; dabei solls bleiben.

Das Wort eines Vorgesetzten ist für mich in meinen bald dreißig Dienstjahren immer Machtwort gewesen. Ich habe mich ihm auch da gefügt, wo es mit meiner eigenen Auffassung nicht übereinstimmte; ich war abhängig, ich hatte Familie.

Der junge Ingenieur wurde schon im Juni als Stadtbaumeister gewählt, und ich weiß nicht, ob ich noch imstande bin, mich ihm unterzuordnen; ich bin nicht mehr sicher.

Das Wort Alleingang kommt mir nicht aus dem Sinn.

Im Alleingang, heißt es.

Man macht sich zwei Stunden vor Sonnenaufgang bereit. Man macht leise, weil man niemanden stören will und auch, weil man mit niemandem reden mag.

Den Mitgliedern des Alpenklubs wird empfohlen, Ziel und gewählte Route im Hüttenbuch einzutragen; man schickt am Abend den Freunden in Freiburg eine Karte: Bin quasi glücklich.

Wenn von außerordentlichen Umständen die Rede sein soll, kann ich sagen, ich habe mehr als eine Nacht im Felsbiwak zugebracht. Aber die Nächte im Spital sind länger. Man verliert im Spital seinen Stolz. Spitalnächte sind nichts Außerordentliches; das macht sie so unerträglich.

Man hat im Februar eine Rede vorbereitet, man hat sein Glas fallen lassen, mehr nicht. Die persönliche Würde und Ehre, die man zu verteidigen meinte! Und jetzt, wo soll man anfangen? Man hat zu lange versucht, Konflikte zu vermeiden; jetzt kann man sich nicht mehr einsetzen; man kann sich nicht mehr verantworten.

Gestern überraschte mich die Schwester, wie ich

im Zimmer auf und ab ging.

Was schreiben Sie da? fragte sie. Und dann; mit der rechten Hand! Es ist halb elf, Herr Flückiger, und Sie sind noch nicht im Bett. Warum machen Sie es uns so schwer?

Meine Hand ist ein Vorwand.

In vier Tagen, am 3. November 1965, werde ich am Kopf operiert. Ich achte auf ihre Schritte, und doch höre ich die Schwester nicht. Plötzlich steht sie unter der Tür; im Korridor brennt das Nachtlcht. Die Schwester bringt Lindentee; ich trinke den Tee aus einer Schnabeltasse; alles in bester Ordnung, Herr Flückiger.

Meine Gegner, hätte ich sagen müssen, meine Gegner, sehr geehrte Herren Gemeinderäte, sind Leute, die weniger tüchtig waren als ich. Wie manche Nacht habe ich durchgewacht; als Examenskandidat am Burgdorfer Technikum; im Turtmantal; im Susten-Stollen der STUAG und hier in Biel, als Adjunkt des Tiefbauamtes.

Vorwände; Verteidigungsreden, die nie gehalten werden; und dann: ich habe nicht mehr als vier zusammenhängende Sätze auswendig lernen können.

Wo soll ich mit Ordnen anfangen? Das Wort Rechtfertigung ist mir plötzlich ebenso verdächtig wie das Wort Alleingang.

– Erst durch den Bau des Pumpwerks wurden die Verhältnisse im Schlachthaus saniert, – hatte